

Interview

Digital Humanities – Eine Wissenschaft für sich?

Die Förderreferentin der *VolkswagenStiftung* Dr. Vera Szöllösi-Brenig
zu der digitalen Zukunft der Geisteswissenschaften



Die Digitalisierung hat nicht nur unsere Lebenswelt auf den Kopf gestellt. Auch unsere Begriffe von Wissen und Wissensaneignung müssen sich immer neuen Entwicklungen anpassen. An manchen Universitäten sind die digitalen Geisteswissenschaften bereits in das akademische Curriculum eingezogen. Unter den *Digital Huma-*

nitities ist ein interdisziplinär ausgerichtetes Fach zu verstehen, das geistes- und kulturwissenschaftliche Fragestellungen mit digitalen Methoden der Informatik ergründet. Typische Arbeits- und Forschungsfelder sind beispielsweise digitale Editionen, quantitative Textanalyse, Visualisierung komplexer Datenstrukturen oder die Theorie digitaler Medien.

Was sind die Folgen dieser neuen Art der Wissensaneignung? Wird den Geisteswissenschaften gar eine neue Rolle in der Gesellschaft zuteil? Welche technischen Möglichkeiten bieten die *Digital Humanities*? Und welche Auswirkungen haben sie auf das geisteswissenschaftliche Selbstverständnis? Diese und andere Fragen waren Gegenstand der *Herrenhäuser Konferenz „(Digital) Humanities Revisited“*. Dr. Vera Szöllösi-Brenig, die diese Konferenz mitgestaltet hat, gibt uns trotz der ungewissen Zukunft dieser Entwicklungen einige Antworten.

Fragen: Gesa Johannsen

Foto: Florian Müller für VolkswagenStiftung

Im Dezember 2013 hat die VolkswagenStiftung eine internationale Konferenz zu den *Digital Humanities* in Hannover organisiert. Was genau sind *Digital Humanities* und was können sie leisten?

Tatsächlich war diese Frage Thema auf der Konferenz:

Die *VolkswagenStiftung* hatte ja dazu eingeladen, sich gemeinsam darüber zu verständigen, was Rolle, Funktion und Selbstverständnis der Geisteswissenschaften im digitalen Zeitalter sein würden – und das bedeutet eben auch: mithilfe der neuen digitalen Verfahren. Die Teil-

nehmer_innen der Konferenz haben auf diese Frage eine doppelte Antwort gegeben: In einem weiteren Sinne sind *Digital Humanities* als Forschung an und mit digitalisierten Quellen oder Daten zu verstehen; in einem engeren Sinne dagegen als Einsatz von quantitativen Computermethoden in den Geisteswissenschaften. Wenn Sie als Literaturwissenschaftler_in am PC die Originalausgabe von Goethes *Wahlverwandtschaften* von 1809 analysieren, ist es das eine; das andere, wenn Sie grammatikalische oder literarische Gemeinsamkeiten in allen deutschsprachigen Romanen, die 1809 erschienen sind, herausfinden wollen und dazu digitale *tools* einsetzen. Ein Konferenzteilnehmer brachte es auf folgende Formel: „We all will use dh tools, but we will not all become digital humanists“.

Können Sie solche *tools* einmal beschreiben?

Fangen wir mal mit dem sogenannten *topic modeling* an. Das ist ein Verfahren, mit dem in großen Textmengen maschinell Themen identifiziert werden können, indem per Computer einzelnen Themen verschiedene Wörter zugeordnet und diese dann automatisch wiedergefunden werden können. Das klingt banal, ist aber die einzige Lösung, wenn man wirklich große Datenmengen durchforsten will, zum Beispiel alle Tageszeitungen in Deutschland in den letzten 20 Jahren. Für den einzelnen Forscher oder die einzelne Forscherin wäre diese Untersuchung eine Lebensaufgabe. Die verschiedenen Programme werden immer besser und überwinden langsam ihre Kinderkrankheiten.

Ein anderes sehr prominentes Beispiel ist das sogenannte *mapping*: Hier geht es um das Erforschen und Darstellen von Netzwerken und Verbindungen, beispielsweise des Korrespondenznetzwerks eines großen Philosophen, aber auch um die Zuordnung von Quellen zu historischen Örtlichkeiten. Wer sich

dafür interessiert, kann sich ja einmal das *Pompeii Bibliography and Mapping Project* im Netz ansehen. Ein Beispiel aus der Sprachwissenschaft ist der Versuch, herauszufinden, welche Sprachen besonders viele Substantive, Pronomen oder Verben haben, um daraus

vielleicht eine Hypothese zu generieren, warum das so ist.

Kann die Digitalisierung die Kluft zwischen Geistes- und Naturwissenschaften schließen? Und ändert sich dadurch das Selbstverständnis der Geisteswissenschaften?

Zwei große Fragen, die zu diesem Zeitpunkt kaum zu beantworten sind. Der Prozess ist noch nicht abgeschlossen und es ist schwierig, seine zukünftige Entwicklung tatsächlich abzusehen. Sicher ist jedoch, dass die *Digital Humanities* den Geisteswissenschaften erlauben, genauso wie die Naturwissenschaften empirisch und überprüfbar zu arbeiten. Sicher ist auch, dass immer mehr kulturelle Produkte der Gegenwart und Zukunft selbst nur noch in di-

gitaler Form zugänglich sind und sein werden. So erscheint mir sicher, dass die *Digital Humanities* einen festen Platz in der Wissenschaft bekommen werden – in der Kunst beispielsweise, oder auch in der Musik und im Film. Aber das ist sozusagen nur die materielle Seite der neuen Geisteswissenschaften. Hinzu kommt, dass traditionelle hermeneutische Verfahren und die *Digital Humanities* unterschiedliche Fragen stellen: Geht es zum Beispiel in der Literaturwissenschaft bislang um die Frage, einen einzigartigen Text verständlich zu machen, arbeiten

die *Digital Humanities* an der Frage: Was ist charakteristisch? Aber beide Pole können sich auch berühren, wie eine Nachwuchswissenschaftlerin bei der Veranstaltung in ihrem *lightning talk* verdeutlicht hat. In ihrem Projekt geht es um die Frage, wie der literarische Stil des Schriftstellers Joseph Conrad – ein Pole, der seine Literatur auf Englisch schrieb – von seiner polnischen Muttersprache geprägt ist. In solchen Forschungsprojekten berühren sich die Fragen nach dem Einzigartigen und nach dem Charakteristischen.

Was bedeutet die Gleichung *more data = better data* und ist sie überhaupt zutreffend?

Das ist ein Slogan, der von dem Sozialwissenschaftler Viktor Mayer-Schönberger vom *Oxford Internet Institute* auf der Konferenz formuliert wurde. Er plädiert dafür, bei großen Datenmengen ohne Forschungshypothese zu starten und die dabei entstehende Musterbildung aufzugreifen. Die Mehrheit der Konferenzteilnehmer_innen war aber der Auffassung, dass zur Untersuchung von Daten eine Hypothese und gleichzeitig Analysekategorien nötig sind. Detmar Meurers aus Tübingen verdeutlichte dies an einem Beispiel von *Google Translate*, das nicht mit grammatischen Kategorien, sondern mit Datenmengen arbeitet: „How to can your own tuna fish?“ wird dort mit „Wie können sie ihre eigenen Thunfisch?“ übersetzt – der Unterschied zwischen Voll- und Modalverb wird nicht erkannt.

Die technischen Möglichkeiten allein erzwingen keinen Monolingualismus.

Es wird oft kritisiert, dass das eigenständige Denken und Interpretieren bei den *Digital Humanities* zugunsten der Statistik auf der Strecke bleibt. Wie ist ihre Antwort auf diesen Vorwurf?

Chancen und Gefahren sind hier sicher zwei Seiten einer Medaille. Hinzu kommt: Selbständiges, fun-

diertes Denken wird nicht allein von den *Digital Humanities* geprägt, sondern auch von anderen Faktoren wie der Schulausbildung, der globalen wirtschaftlichen Entwicklung und und und. Wer nicht darauf setzt, dass die Daten alleine neue Thesen generieren

werden, der wird mit eigenen Fragestellungen an Daten herangehen. Oft ist die intelligente Frage die größte Herausforderung – dies gilt für die ‚klassischen‘ Geisteswissenschaften genauso wie für die *Digital Humanities*. Welche Interaktion zwischen beiden Bereichen entstehen wird, finde ich wirklich sehr spannend. Dass die ‚klassischen‘ Ansätze in den Geisteswissenschaften verschwinden werden, davon ist weder auszugehen noch finde ich das wünschenswert.

Wird Englisch mit den *Digital Humanities* zur Forschungssprache schlechthin?

Ihre Frage ist sehr wichtig. Die technischen Möglichkeiten allein erzwingen keinen Monolingualismus. In dem Förderprogramm *Dokumentation bedrohter Sprachen* der *VolkswagenStiftung* ist die Datenbank der archivierten Sprachen sechssprachig (<http://dobes.mpi.nl>, Anm. d. Red.). Linguist_innen haben mir auch erzählt, dass sich auf Facebook immer mehr indigene Gruppen bilden und sich in ihrer Sprache verständigen. Auf der anderen Seite – und da gibt es kein Vertun – ist der Druck sehr groß, die jeweils dominante Sprache zu beherrschen. Seitdem im Xingu-Reservat in Brasilien in einem Dorf der Kuikuro der erste Fernseher aufgestellt wurde und das portugiesische Fernsehprogramm lief, begann für die Menschen ein neues Sprachzeitalter. Wissenschaftler_innen gehen davon aus, dass es so um 6.000 vor Christus weltweit die höchste Anzahl von Sprachen auf der Welt gab, nämlich etwa

10.000 – seitdem nimmt die Zahl der Sprachen ab. In der Naturwissenschaft hat der Druck, auf Englisch zu publizieren, anscheinend nach dem 1. Weltkrieg eingesetzt; heute hat diese Entwicklung auch die Geisteswissenschaften erreicht. Wahrscheinlich ist intelligente Mehrsprachigkeit aber das Gebot der Stunde, nämlich zielgruppenspezifisches Publizieren. Auch Geisteswissenschaftler_innen sollten anfangen, zumindest die Ergebnisse ihrer Forschungen mehrsprachig zu veröffentlichen. Der spezifische Mehrwert der Muttersprache für das differenzierte Entwickeln eines Gedankens darf aber nicht übersehen werden.

Wie verändert sich die Wissenschaft durch die digitalen Methoden? Muss sie, um im Internet wahrgenommen zu werden, unterhaltsamer werden, wie zum Beispiel die erfolgreiche Webseite TED: *Ideas worth spreading*?

Citizen Science ist für mich ein wichtiges Stichwort. Über das Internet haben heute so viele Menschen Zugang zu Wissen und so viele Menschen lassen sich auch für wissenschaftliche Themen begeistern! Vielleicht haben ja auch Ihre Leser_innen Lust, über die Internetseite des kunsthistorischen Instituts München (<http://www.artigo.org>, Anm. d. Red.) mitzuhelfen, Bilder in einer großen Datenbank zu verschlagworten und dabei gleichzeitig ein Internetspiel zu spielen. Die Qualitätskontrolle macht hier der Computer, denn nur, wenn ein Begriff soundso häufig zu einem Bild genannt wird, wird er als Schlagwort aufgenommen. Die Chance besteht, durch dieses Vorgehen wirklich intuitiv verständliche Begrifflichkeiten zu generieren. In einem klassischen Archiv konnte es ja vorkommen, dass sich nur der die Archivar_in selbst in den Materialien auskannte. Eine ganz andere Frage ist, welche Folge die absehbare Auflösung der scharfen Distinktion von Wissenschaftler_in versus Lai_in haben wird. Wissenschaftler wie Greg Crane mit seiner Perseus-Datenbank setzen aber darauf, dass weltweit Millionen von Menschen für die Texte der alten Griechen zu begeistern sind. Und seine Erfahrungen geben ihm Recht.

Durch die digitale Transformation von Gegenständen in eine zweidimensionale Darstellung

gibt es einen Verlust an Information. Kann dieser Verlust kompensiert werden?

Jeffrey Schnapp aus Harvard hat bei der Konferenz vorgeführt, dass dieser Verlust der Dreidimensionalität – und wer hat schon Gelegenheit, mit den Originalobjekten zu arbeiten! – beim Arbeiten am Digitalisat durch wissenschaftliche Zusatzinformationen kompensiert werden kann. Die Folge: Die kulturellen Objekte werden nicht mehr aus dem „social network of things“ herausgelöst – so seine These –, sondern im Netzwerk ihrer Bedeutungen und Zugehörigkeiten abgebildet, das heißt: Sie werden ergänzt durch Angaben zu Künstler, Größe, Material, Herstellungsort, Verbreitungsweg, und und und.

Welche Konzepte gibt es in den Bereichen Finanzierung, Organisation und Infrastruktur? Ist eine zentrale globale Plattform für Forschung vorstellbar?

Technische Möglichkeiten sind das eine, die Finanzierung das andere. Die Bereitstellung von Infrastruktur ist vor allem in den Geisteswissenschaften in Deutschland ein ganz schwieriges Thema. Um elektronische Daten nachhaltig zu sichern, braucht man Institutionen, die dies bewerkstelligen und zum Beispiel die Daten technisch migrieren. Wegen der schnell fortschreitenden technischen Entwicklung fällt dies nun alle drei bis fünf Jahre an. Aber in Deutschland gibt es diese klaren Strukturen, welche Institutionen für geisteswissenschaftliche Forschungsdaten zuständig sind, noch nicht. Hier wären aus Sicht der Stiftung – das hat der Generalsekretär der *Stiftung Wilhelm Krull* beim Abschlusspanel herausgestellt – dringend eine Verständigung von Bund und Ländern und eine Überwindung des Kooperationsverbots nötig. Leider ist eine Änderung der Föderalismusreform von 2006 nicht im Vertrag der Großen Koalition vorgesehen: ein hochpolitisches Thema!

Und wie groß ist der Einfluss von Unternehmen wie Google in Bezug auf die *Digital Humanities*?

Große – vor allem amerikanische – Internetfirmen sind tatsächlich starke Mitbewerber bei der Generierung von Wissen. Beispielsweise arbeitet

die Bayerische Staatsbibliothek bei ihrem großen Digitalisierungsprojekt mit Google zusammen. Aus meiner Sicht – wie bereits erwähnt – ist die öffentliche Hand in Europa aufgerufen, das große kulturelle Erbe Europas zu sichern. Das Projekt *Europeana* – eine virtuelle Bibliothek, die einer breiten Öffentlichkeit das wissenschaftliche und kulturelle Erbe Europas von der Vor- und Frühgeschichte bis in die Gegenwart in Form von Bild-, Text-, Ton- und Video-Dateien zugänglich machen soll – ist da hoffentlich ein erster Schritt.

Wie werden sich die Geisteswissenschaften und insbesondere das studentische Arbeiten durch die *Digital Humanities* verändern?

Wichtig erscheint mir das Bewusstsein, dass sich das Arbeiten in den nächsten Jahren und Jahrzehnten stark verändern wird. Sicher ist, dass der Zugang zu einzelnen Originalquellen leichter wird. Beispielsweise kann sich jede_r Student_in im ersten Semester die erste Musiknotation überhaupt, den *Hucbald* aus dem 11. Jahrhundert, in der *Virtual Manuscript Library of Switzerland* ansehen. Ob Studium und Wissenschaft dadurch einfacher werden, das bezweifle ich allerdings sehr. Die Komplexität nimmt eher zu. Sicher ist: Wer heute Gelegenheit hat, das Arbeiten mit digitalen *tools* zu lernen, sollte diese Gelegenheit unbedingt nutzen! Mit dieser Zusatzkompetenz sind auch junge Geisteswissenschaftler_innen auf dem Arbeitsmarkt gefragt.

° **Dr. Vera Szöllösi-Brenig** ist als Förderreferentin bei der *VolkswagenStiftung* zuständig für die Sprach-, Kommunikations- und Medienwissenschaften sowie für Kunst-, Musik- und Theaterwissenschaften. Innerhalb des Förderteams *Herausforderungen – für Wissenschaft und Gesellschaft* beobachtet sie unter anderem die Entwicklung der *Digital Humanities*.